

»Wer weiß?«

»Glaub ich dir sogar. Du hast einen schönen Mund. Vielleicht solltest du dir einen Lippenstift zulegen.«

»Fick dich, Mann«, sagte ich.

Er öffnete langsam die Tür und trat auf den Asphalt. Er war größer, als er im Auto gewirkt hatte. Sein Hemd war aufgeknöpft, der Wind plusterte die Ärmel auf. Sein Bauch war flach, seine Drapes hingen tief auf seinen Hüften. Mit seinen Augen suchte er mein Gesicht ab, als würde er eine Laborratte studieren. »Kannst du das noch einmal sagen?«

Ich hörte, wie hinter mir eine Fliegengittertür mit quietschendem Geräusch aufging und wieder zufiel. Der Greaser hatte seinen Blick von mir abgewandt. Valerie Epstein war die Verandatreppe heruntergestiegen und stand nun unter den Virginia-Eichen in ihrem Garten, wo sie sich zum Schutz vor der Sonne die Hand über die Augen hielt. »Bist du das?«, sagte sie.

Ich wusste nicht, ob sie mich oder den Greaser am Bordstein meinte, und tippte mir mit dem Zeigefinger auf die Brust. »Meinst du mich?«

»Aaron Holland? Das war doch dein Name, richtig?«, sagte sie.

»Ja«, sagte ich und merkte, wie meine Stimme plötzlich dünn wurde.

»Hast du mich gesucht?«, sagte sie.

»Ich wollte nur schauen, ob du gut nach Hause gekommen bist.«

Der Greaser stieg wieder in den Ford und schloss die Tür. Er schaute zu mir hoch, direkt in meine Augen. »Du solltest es mal am einarmigen Banditen versuchen. Scheinst jede Menge Glück zu haben«, sagte er. »Wir sehen uns.«

»Ich freu mich schon drauf. War schön, dich kennenzulernen.«

Der Wagen fuhr davon. Ich schaute Valerie an. Sie trug ein weißes Sommerkleid, bedruckt mit Blumenmotiven.

»Ich dachte schon, jetzt hätte mein Stündlein geschlagen«, sagte ich.

»Warum?«

»Wegen diesen Schlägern.«

»Das waren keine Schläger.«

»Dann eben Schmalzköpfe.«

»Manchmal sind sie etwas übereifrig, wenn es um den Schutz des Viertels geht. Aber das ist schon alles.«

Der Wind drückte ihr das Kleid gegen Hüften, Bauch und Oberschenkel. Ich war so nervös, dass ich meine Arme vor meiner Brust verschränken musste, damit meine Hände nicht mehr zitterten. Ich versuchte mich zu räuspern. »Wie bist du von Galveston nach Hause gekommen?«

»Mit dem Greyhound-Bus. Und du wolltest nur mal nachfragen, ob ich gut angekommen bin?«

»Magst du Minigolf?«

»Minigolf?«

»Das macht richtig Spaß«, sagte ich. »Ich dachte nur, dass du vielleicht ein oder zwei Runden mit mir spielen würdest. Also, falls du nichts anderes vorhast, meine ich.«

»Komm rein. Du siehst aus, als könntest du etwas zu trinken vertragen.«

»Du bittest mich ins Haus?«

»Was habe ich denn gerade gesagt?«

»Du hast gesagt, ich soll mit reinkommen.«

»Also?«

»Ja, ich denke, ich könnte ein Glas kaltes Wasser vertragen. Das mit den Schmalzköpfen ist mir rausgerutscht. Manchmal sage ich Dinge, die ich nicht so meine.«

»Sie werden es überleben. Kommst du?«

Ich hätte den Grand Canyon den ganzen Weg bis nach Texas gezogen, um mit Valerie Epstein an einem Tisch zu sitzen. »Ich hoffe, ich störe dich nicht allzu sehr. Ich hatte schon Gewissensbisse, weil ich dich gestern nicht gesucht habe, aber ich musste erst meinem Vater das Auto zurückbringen.«

»Ich denke, du hast ein gutes Herz.«

»Wie bitte?«

»Du hast schon verstanden.«

Ich hörte die klimpernden Geräusche von Windspielen, den Gesang der Vögel und in der Ferne etwas, das wie eine explodierende Kette von Knallfröschen klang. Und ich wusste, dass ich Valerie Epstein sehr wahrscheinlich für den Rest meines Lebens lieben würde.

Sie führte mich in die Küche, wo sie einen Krug mit Limonade aus dem Eisschrank holte. Die Wände waren weiß und gelb gehalten, sämtliche Oberflächen glänzten. Sie nahm zwei Gläser, warf ein paar Eiswürfel und jeweils einen Minzzweig hinein, füllte sie mit Limonade und stellte sie mit Papierservietten als Untersetzer auf dem Tisch ab. »Das da im Garten ist mein Vater«, sagte sie. »Er baut Pipelines.«

Ein muskulöser Mann mit Latzoverall und nacktem Oberkörper schraubte an dem Pickup unter dem Pekannussbaum. Seine Haut war von der Sonne gebräunt, die goldenen Haarlöckchen auf seinen Schultern von glitzerndem Schweiß überzogen, sein Profil wie aus Zinn geschnitten.

»Er sieht aus wie Alexander der Große. Ich meine, wie das Bild auf der Münze«, sagte ich.

»Komischer Vergleich.«

»Na ja, Geschichte ist mein Lieblingsfach. Ich lese alles darüber, was ich in die Hände kriege, genauso wie mein Vater. Der ist übrigens Erdölingenieur.«

Ich wartete darauf, dass sie etwas erwiderte, aber sie sagte nichts. Schlagartig wurde mir klar, was ich ihr gerade mitgeteilt hatte: Mein Vater war ein gebildeter Mann, ihr Vater wahrscheinlich nicht. »Nun, ähm, eigentlich wollte ich nur sagen, dass er auch in der Erdölbranche arbeitet.«

»Bist du immer so nervös?«

Wir hatten uns mittlerweile an den Tisch gesetzt, auf der Küchentheke sorgte ein Ventilator für etwas Abkühlung. »Manchmal kommen die Worte einfach falsch aus meinem Mund heraus. Ich wollte dir nur erzählen, wie mein Vater auf den Ölfeldern gelandet ist, aber dann bin ich durcheinandergelassen.«

»Na dann los, erzähl's mir.«

»Er war als Chemiker in der Zuckerindustrie auf Kuba tätig. Nach einem Vorfall auf einem Fährschiff von New Orleans nach Havanna hat er den Job hingeschmissen und

arbeitete von da ab an den Pipelines. Dann erwischte ihn die große Depression, und er konnte nie das werden, was er eigentlich sein wollte, nämlich Schriftsteller.«

»Was ist auf diesem Schiff passiert, dass er deswegen seine Anstellung als Chemiker aufgab?«

»Er war als Soldat im Ersten Weltkrieg. Eines Tages begann die deutsche Artillerie auf den Schützengraben zu feuern, in dem die Truppe meines Vaters lag, und schoss ihre Verteidigungsanlagen regelrecht in Stücke. Nach dem ersten Beschuss kam der Befehlshaber der Deutschen mit einer weißen Flagge aus seinem Graben und forderte den Captain meines Vaters auf, sich zu ergeben. Er sicherte die Versorgung der Verwundeten und die korrekte Behandlung der restlichen Truppe zu. Der Captain meines Vaters lehnte das Angebot jedoch ab. Später flog ein deutscher Doppeldecker über die Gräben und winkte mit den Tragflächen, um anzuzeigen, dass er sich auf friedlicher Mission befand. Er warf Flugblätter über den Linien ab, aber der Captain wollte immer noch nicht aufgeben. Die Deutschen setzten dann auf Eisenbahnwaggons montierte Geschütze ein, und als diese das Feuer eröffneten, töteten sie in dreißig Minuten die Hälfte der Männer in der Einheit meines Vaters.

Zehn Jahre später war mein Vater auf diesem Fährschiff nach Havanna unterwegs und traf an Bord seinen ehemaligen Befehlshaber wieder, den Captain aus dem Schützengraben. Mein Vater bestand darauf, etwas mit dem Mann zu trinken, hauptsächlich, um selbst vergeben und vergessen zu können. Der Mann sprang allerdings noch in derselben Nacht über Bord. Mein Vater hat die Schuld für diese Tragödie stets bei sich selbst gesucht.«

»Das ist eine traurige Geschichte.«

»Die meisten wahren Geschichten sind traurig.«

»Du solltest auch Schriftsteller werden.«

»Warum?«

»Weil ich glaube, dass du ein netter Junge bist.«

»Irgendwie passen diese beiden Aussagen nicht zusammen«, sagte ich.

»Vielleicht sollen sie das auch nicht.« Sie lächelte, und als sie dann Luft holte, veränderte sich das Licht in ihren Augen. »Du musst vorsichtiger sein.«

»Weil ich in die Heights gekommen bin?«

»Ich spreche von Grady und seinen Freunden.«

»Ich glaube, Grady Harrelson ist ein Aufschneider.«

»Grady hat eine dunkle Seite, und diese Seite hat nichts mit Aufschneiderei zu tun. Dasselbe gilt für seine Freunde. Du solltest ihn nicht unterschätzen.«

»Ich habe keine Angst vor ihnen.«

»Vorsicht und Angst sind zwei verschiedene Dinge.«

»Vielleicht stimmen ja ein oder zwei Sachen nicht mit mir, und niemand weiß etwas davon. Vielleicht steht diesen Burschen ja eine große Überraschung bevor, wenn sie mich herausfordern.«

»Erstens glaube ich dir nicht. Zweitens ist es nicht normal, sich mit seinen Makeln zu brüsten.«

»Manchmal glaube ich, in mir würden zwei oder drei verschiedene Menschen leben. Einer von denen hat eine Ballonhupe wie Harpo Marx.«

»Interessant.«

»Meine Mutter meint, ich hätte eine etwas zu lebendige Fantasie.«

Ich sah, wie ihre Aufmerksamkeit schwand.

»Ich muss morgen einen Aufsatz über John Steinbeck abgeben«, sagte sie. »Besser, ich fange langsam damit an.«

»Verstehe.«

»Ich bin froh, dass du vorbeigekommen bist.«

Ich kam mir dumm vor, versuchte aber, mir nichts anmerken zu lassen. Ich konnte ihren Vater bei der Arbeit an seinem Pick-up sehen, wie er mit angespannten Unterarmmuskeln an einem Schraubenschlüssel zog. Ich wollte, dass sie mich ihm vorstellte. Ich wollte über Trucks, Pipelines und Bohreinsätze reden. Ich wollte noch nicht gehen. »Sonntagabend ist der ideale Zeitpunkt für eine Partie Minigolf. Die Sterne stehen am Himmel, eine leichte Brise weht aus dem Süden heran, und gleich nebenan gibt es einen Wassermelonenstand mit Picknicktischen.«

»Siehst du? Du redest wie ein Schriftsteller. Lass uns ein anderes Mal etwas unternehmen.«

»Sicher«, antwortete ich. Ich hatte noch nicht mal meine Limonade ausgetrunken. »Ich finde allein raus. Du solltest besser mit deinem Aufsatz anfangen.«

»Jetzt sei nicht sauer.«

»Bin ich nicht, Miss Valerie. Danke für die Einladung.«

»Du musst mich nicht ›Miss‹ nennen.«

Ich stand vom Tisch auf. »Mein Vater stammt aus Louisiana. Er hält mir dauernd Vorträge über gute Manieren, korrekte Ausdrucksweise und solche Sachen.«

»Das finde ich schön.«

Ich wartete und hoffte, dass sie mich bitten würde, noch zu bleiben.

»Ich bring dich hinaus«, sagte sie.

Wir gingen durch einen dunklen Flur, der nach Holzpolitur roch. An den Kleiderhaken an der Wand hingen eine Arbeitsmütze und eine Herrenregenjacke, ein Pullover der Jugendorganisation 4-H und eine Jeansjacke mit Spitzen an den Ärmelbündchen. Darunter standen Herrengaloschen und weiße Gummistiefel, wie sie ein Teenager tragen würde. Morgenröcke oder Damenhüte, Hausschuhe oder Sonnenschirme, Schals oder Tücher konnte ich allerdings nicht im Flur entdecken.

Zudem war das Wohnzimmer von einer Strenge erfüllt, die ich zuvor nicht bemerkt hatte. Vielleicht hing der Eindruck mit dem Mobiliar zusammen, das aus dem vorigen Jahrhundert stammte, vielleicht auch mit der Radio-Plattenspieler-Kombination, auf der eine Topfpflanze stand, dem leeren Kamin oder der Sitzgarnitur, die so wirkte, als würde nie jemand auf ihr Platz nehmen. Bisher hatte ich gedacht, Valerie Epstein hätte ein perfektes Zuhause. Nun war ich mir nicht mehr so sicher.

»Ist deine Mutter da?«, fragte ich.

»Sie ist im Krieg gestorben.«

»Das tut mir leid.«

»Ihr nicht. Sie tat, was sie für richtig hielt.«

»Wie meinst du das?«

»Als ihre Familie aus Paris floh, war ihr Bruder zurückgeblieben. Meine Mutter ließ sich wieder ins Land schmuggeln und wurde von der Gestapo gefasst. Wir glauben, dass sie nach Dachau deportiert wurde.«

»Wie schrecklich, Valerie.«

»Komm, ich begleite dich noch nach draußen«, sagte sie und hakte sich bei mir unter.

Die Verandaschaukel schwang im Wind leicht vor und zurück, die Bäume rauschten, gelber Staub wurde in den Himmel hinaufgewirbelt. »Kann ich deine Telefonnummer haben?«

»Die steht im Telefonbuch. Du solltest dich lieber beeilen.« Sie schaute zum Himmel hinauf. »Und pass auf, dass du keinen Ärger bekommst. Hörst du? Halt dich von Grady fern, ganz gleich, wie sehr er dich auch provoziert.«

»Mein Vater gibt mir heute Abend das Auto. Wir könnten zum Wassermelonenstand fahren. Wie sieht's aus? Ich hol dich um acht ab und bring dich eine Stunde später wieder heim.«

»Wie kann man nur so dickköpfig sein?«

»Ich nenne das Überzeugung.«

»Und Punkt neun bin ich wieder zu Hause?«

»Versprochen«, sagte ich.

In den Winkeln ihrer Augen tauchten kleine Fältchen auf.

Es regnete den Großteil der Nacht. Als ich morgens aufwachte, war die Sonne rosafarben, der Himmel blau und die Gehwege von nassen Streifen und Schatten überzogen. Ich mochte die Stichstraße, in der sich unser kleiner Bungalow befand. Alle Häuser in dieser Straße bestanden aus Stein und hatten mit Obstbäumen und Blumen bepflanzte Vorgärten. Die Straße endete vor einer Wand aus Bambus, hinter der sich eine Weide mit ein paar zweihundert Jahre alten Virginia-Eichen befand. Ich setzte mich mit meiner Sandwichtüte auf die Stufen unserer Eingangstür und wartete auf meine Mitfahrgelegenheit zur Schule. Jeden Morgen holte mich mein bester Freund Saber Bledsoe in seinem 1936er Chevy ab. Der Wagen war ein Schrotthaufen auf vier Rädern, an dem Saber unzählige Stunden geschraubt und gewerkelt hatte, um ihn mit Ersatzteilen von der Müllhalde seinen Vorstellungen entsprechend aufzumotzen. Es war allerdings ein qualmendes Wrack geblieben, dessen Gestank und Geknatter man schon aus einem Häuserblock Entfernung wahrnehmen konnte.

Es gab eigentlich nichts, wozu Saber nicht fähig gewesen wäre – ganz besonders, wenn er das Gefühl hatte, seinen Mut unter Beweis stellen zu müssen. Gelegentlich zündete er in der Schule Kanonenschläge in den Rohrleitungen der Toiletten – für gewöhnlich in den Pausen, wenn viele Schüler und Lehrer die WCs benutzten –, sodass im ganzen Gebäude das Wasser aus den Kloschlüsseln spritzte. Oft legte er sich auch mit Mr. Krauser an, dem meistgehassten Lehrer der Schule, vielleicht sogar der gesamten Stadt. So schlich Saber sich einmal ins Lehrerzimmer und stopfte einen mit Formaldehyd getränkten Frosch aus dem Biologieunterricht in den Krautsalat von Mr. Krauser, der sich dann in der Mittagspause auf der Lehrertoilette übergeben musste. Ein anderes Mal legte sich Saber in dem Zimmer über dem Unterrichtsraum von Mr. Krauser mit heruntergelassener Hose auf den Bauch und